

Niemandsländ Exil

„Schlage keinen Nagel in die Wand / Wirf den Rock auf den Stuhl. / Warum vorsorgen für vier Tage? / Du kehrest morgen zurück. // Lass den kleinen Baum ohne Wasser. / Wozu noch einen Baum pflanzen? / Bevor er so hoch wie eine Stufe ist / Gehst du fort von hier.“^[1]

Wie viele wohl hat dieses Gefühl schon heimge- sucht, das Bertolt Brecht 1937 im dänischen Exil niederschrieb! Auch mir sprach er aus der Seele, nachdem ich meine Geburtsstadt Istanbul in Richtung Wien verlassen hatte, im März 1981, heute vor 39 Jahren, um hier fern der staatlichen Repression, der Furcht und der kollektiven Depression weiterzuleben – allesamt Mitbringsel des Militärregimes, das nach dem Putsch am 12. September 1980 in der Türkei errichtet worden war.

Ich war damals ein neunzehnjähriger Student, wollte in Ruhe meine Bildung fortsetzen und meine politischen Ansichten offen mit anderen teilen können. Ohne Angst vor Polizei- oder Militärgewalt auf die Straße gehen, mich mit Gleichgesinnten öffentlich treffen und im Café ein politisches Buch lesen dürfen – das war der „Luxus“, den ich mir im Wiener Exil zu leisten suchte.

Bereits in den ersten Wochen hier bekam ich ein Buch von Brecht mit diesem wunderbaren Gedicht darin: „Gedanken über die Dauer des Exils“. Ich las es und dachte bei mir, dass er recht hatte. Wozu denn hier Wurzeln schlagen? Kein Unrechtsregime hält sich ewig, auch du wirst bald wieder nach Hause zurückkönnen.

Wie der Zufall wollte, fiel mir kurze Zeit nach dieser Lektüre das neue Album von Zülfü Livaneli in die Hände, einem der unter Exilant_innen aus der Türkei in den frühen 1980er Jahren beliebtesten Liedermacher, und darauf befand sich eine Vertonung des ersten Teils des Brecht-Gedichtes. Ich hörte das Lied in jenen Tagen ohne Unterlass. Es trieb mir Tränen in die Augen, lieferte zugleich eine willkommene Rechtfertigung dafür, keine großen Schritte zu unternehmen, um hier Fuß zu fassen. Diese im Lied (und im Gedicht) besungene Lethargie, durch den Wunschgedanken an die unmittelbare Rückkehr verursacht, bestimmte damals über Monate hinweg mein Leben.

In diesen Zeilen war auch jene Frage versteckt, die für die meisten Exilant_innen eine Weggabelung bedeutete: Welcher Himmelsrichtung sollte sich unsere politische Energie zuwenden; dorthin, wo sich so etwas wie eine „Heimat“ mit noch frischen Spuren in unserem Gedächtnis befand, oder hierhin, wo wir uns bereits aufhielten und – wenn man es nüchtern betrachtete – wahrscheinlich wohl eine längere Zeit aufhalten würden. Sollten wir das Leben im Hier und Jetzt mitgestalten oder aber weiter einem Zukunftsideal nachlaufen, das uns noch vor einem halben Jahr antrieb und nun am Galgen, in den Folterkammern und in

den Gefängniszellen des Militärregimes allmählich vernichtet wurde? Ich denke, die meisten von uns haben bis heute keine klare Antwort auf diese Frage gefunden, auch nicht unter den Umständen, die heute in der Türkei herrschen.

Noch etwas anderes blieb dem Leben im Exil verhaftet, das Fehlen einer Art „Gewohnheitsrecht“ auf Mitrede. Zumindest habe ich es in all den Jahren an der eigenen Person so erlebt. Egal ob sich nun der politische Blick des Exilanten auf das Herkunftsland richtet oder auf sein Leben im Aufnahmeland – jeder Versuch, gleichberechtigt mitzureden und das Leben da oder dort mitzugestalten, stößt auf die reservierte Haltung derer, die da oder dort „wirklich beheimatet“ leben. Durch sie wird uns im Exil Lebenden die Fähigkeit zu einem Innenblick abgesprochen und verweigert. Jeder kritische Satz des Exilanten über die jeweilige Gesellschaft wird abgeschmettert mit „Es ist freilich ein Leichtes, von außen so zu reden“, mit „Was erlauben Sie sich; bei Ihnen *dort unten* ist es ja viel schlimmer“ oder dergleichen. Der Exilant führt ein Leben in einem Dauer-Dazwischen, besser: *Dauer-Außen*, egal, wie wir nun dieses kulturell-politisch-sprachliche Niemandsländ auch politisch korrekt bezeichnen wollen.

Natürlich hat sich in all den Jahren einiges geändert, da wie dort. Für manche unter uns Exilant_innen sogar im „Heimatsland“ – zumindest zeitweilig – zum Guten hin. So kehrten einige, eigentlich die meisten, die ich aus jener Zeit kannte, dorthin zurück. Für einige hingegen, so auch für mich, hat sich in diesen 39 Jahren nicht viel getan, das mich wieder dorthin zurückgebracht hätte, wo ich geboren worden war. Im Gegenteil! Aber nicht *das* ist der Grund für mein Verbleiben im Niemandsländ, in dem zu leben und trotzdem (größtenteils unerhört) *mitzureden*, mir und meinesgleichen ein Schicksal zu sein scheint.

Der Schriftsteller Amin Maalouf, im Libanon geboren, aufgewachsen und seit 1976 in Paris lebend, beschäftigt sich in seinem letzten Roman *Die Verunsicherten* mit der Frage des Exils und der Heimkehr. Die Hauptfigur des Buches fragt sich nach vielen Jahren im Ausland, warum er denn nie den Schritt zur Rückkehr gewagt habe. „Weil sich das Land meiner Kindheit verändert hat?“, fragt er sich und verneint dies sogleich. Seine Antwort fällt bitterer aus: „Den Verlust der Vergangenheit verschmerzt man mit Leichtigkeit, über den Verlust der Zukunft kommt man nicht hinweg. Das Land, das ich so *sehr* vermisse, ist nicht das Land, das ich in meiner Jugend gekannt habe, es ist das Land, das ich mir erträumt hatte und das nie entstanden ist.“^[2]

Das ist das eigentliche Niemandsländ, das Exil genannt wird.

^[1] Bertolt Brecht: Gedanken über die Dauer des Exils (aus: Svendborger Gedichte). In: Gedichte I, Ausgewählte Werke in sechs Bänden, Bd. 3. Frankfurt/M. 2005: 346 f.

^[2] Amin Maalouf: Die Verunsicherten. Zürich/Hamburg 2014: 62 f.